



Glückauf im neuen Jahre! Von E. Sturtevant.

0 0 0 0 Vermischtes. 0 0 0 0

Eine edle Tat. Der Landwirt H. in S., einem größeren Dorfe, hat infolge jahrelangen Siechtums seiner Frau und eigener Kränklichkeit sowie durch eine Mißernte sehr schwere Verluste erlitten. Eine schwere Krankheit, die ihn erfasste, machte es nötig, ihn im Krankenhaus zu S. unterzubringen. Nun lag der ganze Betrieb der Wirtschaft in den Händen der 15jährigen Tochter des H., die sich redlich abmühte, der ihr gestellten schweren Aufgabe zu genügen. Da aber die Acker noch nicht gepflügt und nichts für die nächstjährige Bestellung vorbereitet war, machten sich die Landwirte des Dorfes auf, ihrem schwer geprüften Kollegen beizustehen. Mit zusammen 33 Pferden und 25 Pflügen zogen sie hinaus aufs Feld, pflügten und bestellten die Acker, und in zwei Tagen reiblicher Arbeit war das Werk geschafft. Keiner blieb zurück, jeder wollte selbst Hand anlegen, und so mancher Landwirt, der sonst das Pflügen seiner Felder seinen Knechten überlassen hatte, ließ es sich an diesen Tagen nicht nehmen, den Pflug selbst zu führen, galt es doch einer guten Sache. Achtung vor solcher Uneigennützigkeit! — Wer das alte deutsche Bauerntum kennt, der weiß, daß ihm solche Tugenden von jeher eigentümlich waren, deshalb sei hier die schlichte Mahnung angebracht: Haltet feil an der guten alten Sitte, die den dauerlichen Gemeinnutzen in so schöner Betätigung zeigt!

Neujahr bei den Chinesen ist der größte Festtag, auf den sich alt und jung schon sehr lange vorher freut. Sind doch die Tage um Ne. Jahr die einzige Zeit, wo sich der Reiche wie der Arme, der Vornehme wie der Niedrigstehende eine Erholung gönnt. Es ist das einzige Mal im Jahre, wo die Straßen geputzt und die Kanäle gesäubert werden. An den Zimmerwänden und den Türen hängen die Türflügel wie den die auf rotes Papier gedruckten Sprüche, Haussegens und Schutzwörter entfernt und durch neue ersetzt. Von den auf Neujahr bezüglichen Festlichkeiten findet die erste am 23. Tage des ersten Monats statt. Die Chinesen glauben nämlich, daß an diesem Tage die verschiedenen Hausgötter, besonders der Küchengott und der Gott des Reichthums, sich zum Himmel begeben, um dort über die ihnen zuweisenden Familien zu berichten. Besonders der Küchengott nimmt in dieser Beziehung eine merkwürdige Stellung ein. Er wird für eine Art Spion gehalten, der um alle Geheimnisse und Vorommnisse in der Familie weiß, weshalb man sich gut mit ihm stellen müsse. Bevor er nun das betreffende Haus verläßt, wird ein Tischchen mit verschiedenen Leckerbissen vor sein Bild gestellt, damit der angenehme Duft der Speisen sein Ge-

müt milde stimme. Die letzten zwei Tage vor dem Neumond, mit dem das neue Jahr beginnt, sind die geschäftigsten des alten. Es gilt, die Schulden einzufordern und die Rechnungen auszugleichen. In ungeheurer Eile betritt der Gläubiger das Haus seines Geschäftsfreundes, um ihn mit dem Aufrebot der schön erlittenen Worte an seine Verpflichtungen zu mahnen. Gleich wie bei uns ist auch der Vorabend des neuen Jahres ein Fest. Unter dem Schutze der für das beginnende Jahr maßgebenden Haussegens und Schutzpatrone durchwachen die Familienlieder die Neujahrsnacht. Etwa um 4 Uhr morgens beginnt die Darbringung der den Gottheiten gebührenden Opfer, die aus Reis, Tee, Wein, Früchten, nachgemachtem Gelde und einem Kalender bestehen. Alsdann kniet das älteste männliche Mitglied vor dem Tisch mit den Gaben nieder, brennende Weihrauchkerzen in den Händen haltend, und dankt Himmel und Erde für alle der Familie im verfloßenen Jahr erwiesene Gnade. Was das Neujahr in China ganz besonders auszeichnet, ist der unaufhörliche, geradezu ohrenbetäubende Lärm; ohne Unterbrechung ertönen Gongs, werden Trommeln gerührt und Feuerwerkskörper abgebrannt.

Allelei Heiteres. — Rätsellecke.

Die Kinder! Hausfrau (zum Besuch): „Schrecklich ist so ein Unwetter! Gestern hatten wir das ganze Haus voll Menschen. Der Tapezierer, Tilken (plötzlich einfallen): „Und den Geschloßkammerdiener hast du noch vergessen, Mutter.“

Bureaukratisches. „Warum sind denn diese Formulare geändert worden?“ — „Weil Sie, wegen der Unterzeichnung von unserm neuen Vorstand ... da geht der Schnörkel nicht hin.“

Unter Ausfern. „Ich fahre meistens 60 bis 70 Kilometer!“ — „Nah, bei solch einem Tempo schlafst du ja.“

Anstößig. Sie: „Nicht wahr, Franz, du hast es noch nie bereut, mich geheiratet zu haben?“ — Er: „Niemals, aber es glaubt mir's keiner!“

Einmal d. Bürgermeister: „Die Behörden verlangen, daß wir eine neue Spritze anschaffen!“ — Bauer: „Ja, wozu haben wir dann versichert?“

Dreierbild.



Wo ist der Adlertoni?

Fiskenkartenrätsel.

Hanna Kopentagle
Essen.

Die Lösung ergibt den Namen und Wohnort einer wehrmüthigen dänischen Schauspielerin.
A. Schmidt, E.

Buchstabenrätsel.

Zwei P, zwei M,
Zwei B dazu
Am rechten Ort —
Wie heißt das Wort?

Ausflügungen aus vor-

riger Nummer:
des Kinderzähls: Tan-
ne, Banne, Kanne; —
des Neujahrsposters:
Neues Jahr, du gehst
heute ein,
Sei gegrüßt und bring
hienieden
Allen Herzen Sonnen-
schirm,
Allen Neujahr, Glück
und Frieden.

Abdruck unserer Originalartikel wird gern & vergütet.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Göttsch in Stuttgart.
Verlag von P. A. Schönbach, Altona i. W.



Illustriertes Familienblatt.

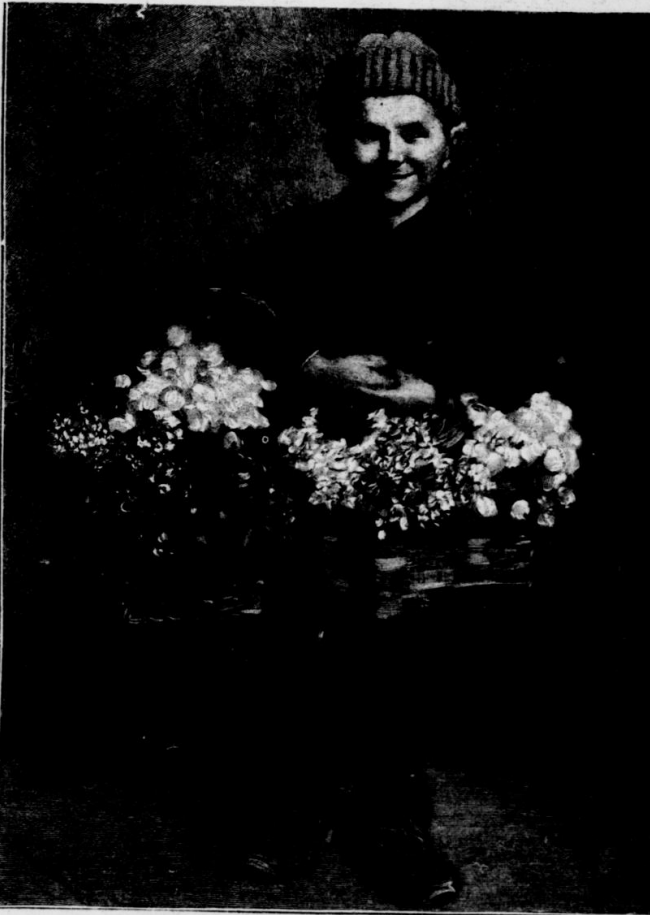
N 1. | Wochenbeilage zum Altonaer Anzeiger. | 1914.

Vater und Kind.

Novelle von H. Pöhlmann.

In einer größeren Stadt lebte ein Schlosser namens Peterfen. Er besaß ein kleines Haus und war eifrig bemüht, die Schulden, die vom Vater her darauf lasteten, abzutragen. So sah er Tag und Tag und arbeitete bis in die Nacht. Das Ziel seiner Wünsche war ein Patent für ein Kunstschloß, an dessen Erfindung er seine freie Zeit verwendete. Mit großem Bedacht war er zur Ehe geschritten. Das Weib, das er gewählt, war die Tochter einer tüchtigen Bürgerfrau; beide lebten seit dem Tode ihres Ernährers von ihrer Hände Arbeit. An Liebe zu denken hatte Peterfen nicht Zeit gehabt. „Tüchtig,“ lautete sein Wahlspruch, „nur tüchtig.“ Die rotbackige Lene schien diesen Ansprüchen zu entsprechen. Sie war's gleich zufrieden, Peterfens Weib zu werden, denn die Mutter hielt sie gar so streng, und der Schlosser war ein großer, schöner Mann, der das Ansehen der ganzen Nachbarschaft genoss.

Sie verrecknete sich, die lebenslustige Lene; Peterfen führte sie weder zum Tanz, noch zu den Sonntagsbelustigungen; er sah in der Werkstatt über seinem Kunstschloß, und außer dem Kirchgang hatte Lene nur das zweifelhafte Vergnügen, die andern



Bürgerfrauen in hellem Aufputz des Sonntagnachmittags vorüberwandeln zu sehen. Sie schwieg jedoch und fügte sich.

Unter der Haustür, im Halbdunkel, schaute sie dann nach Herzenslust mit den Weibern und Mädchen der Nachbarschaft. Nach einem Jahr wurde dem ungleichen Paar ein Kind geschenkt, was Peterfen veranlaßte, womöglich noch eifriger zu arbeiten, als er es zuvor schon getan.

Neben ihm auf dem Tisch stand der Korb mit dem kleinen Wesen, dem er eine sorgenfreie Zukunft bereiten wollte. Oft suchte sein Blick das schmale Gesichtchen mit den großen grauen Augen, die bald gar verständnis im Leben schauten. So wuchs das Kind in der Werkstatt an der Seite des Vaters heran. Peterfen, der sein Leben in stiller Arbeit verbracht hatte, allein mit sich und seinen Gedanken, wurde, er wußte nicht wie, zum gesprächigen Mann in der Gesellschaft des aufgeweckten Mädchens. Sie war klug und ernst, die kleine Anne, wie er selber, und nicht lange währte es, so vergaß er ganz, daß sie ein Kind war, das des Sonnenscheins, der fröhlichen Spiele bedurft hätte, um zu wachsen und zu gedeihen. Daß sie Verstand hatte, war ihm die Hauptsache; Verstand und einen festen Willen, den sie von früh auf bekundete. Was

Achtung! Der Peter tritt herein
Und will sein Sprüchlein sagen;
Sein Antlitz glänzt wie Vollmondschein,
Sein Mund lacht voll Behagen.

Prost Neujahr!
Nicht wahr, wenn so ein Gratulant
Steht an des Jahres Schwelle,
Hat sicherlich das Glück Bestand,
Und wird die Zukunft helle!

Und Blumen schleppt er — schau nur hin! —
Als wär's im Monat Maien;
Die will er dir, o Lene,
Galant ins Dasein streuen.

Wohlan, so grüßt dich hell und licht
Der erste Jahresmorgen:

Hab' guten Mut und gräm' dich nicht!
Und laß den Herrgott sorgen!

Hanna Werkentin.

Erzählung von E. Jansen.

Der Herbstwind segte durch die Straßen, schüttelte die fast kahlen Bäume zu beiden Seiten der Chaussee, die nach dem Kirchhofe der Vorstadt führte. — Das schwarz gekleidete junge Mädchen mit dem billigen Tannenzweig hüllte sich fester in das dünne Mäntelchen, schaute wie hilfesuchend mit müden Augen zum grauen Himmel empor, aber kein einziger Sonnenstrahl durchbrach die Wolkenschichten. Es war gar zu traurig für sie, die trostlos Verlassene, dem Winter entgegenzugehen ohne Eltern, ohne Heim, ohne Schutz.

An der Ecke der schlüpfrigen, schmutzigen Allee begannen die ersten Straßen. Dort befand sich die Expedition der Zeitung. Da hinein ging sie, ehe sie ihre Wanderung fortsetzte. „Ein junges Mädchen, musikalisch, jeder Arbeit gewachsen, sucht unter bescheidenen Ansprüchen sofort Stellung.“ So würde morgen schon in der Zeitung zu lesen sein. Weinade ihr letztes Geld hatte sie dafür hingegeben: Würde wohl eine von den vielen Damen, die sorglos in elegantem Wagen an ihr vorbeizogen, auf ein so flehentliches Gesicht achtgeben? Hanna glaubte nicht daran, und dennoch war es ihre letzte Hoffnung. Wenn es mißglückte, wußte sie keinen Rat mehr.

Sie schritt durch das breite Kirchhofstor. Hier, geschützt von hoher Mauer und uralten Lindenbäumen, konnte der Wind nur in den kahlen Zweigen sein Klageklagen singen. Die breite Mittelallee war sauber gefegt. Lebensbäume standen im immergrünen Schmuck. Auf den Hügel, zwischen den leuchtend weißen Denkmälern lag das fahle Grau des scheidenen Tages. Hanna Werkentin stand bald vor einem einfachen Hügel, den nur Eisen und ein Holzkreuz schmückten. Dort ruhte ihre Mutter schon lange. Aufschluckend legte das Mädchen den Kranz nieder auf das Grab und setzte sich erschöpft auf die Holzbank. Dieser Friede war hier, so weit fern, so still, als hielte die Welt den Atem an. Sie dachte über ihre Zukunft nach. Wenn nun das letzte Mißglück? Wohin? Eine furchtbare Angst erfüllte sie. Ach, beten wollte sie, aber sie vermochte es nicht. „Die Sünde der Väter sucht die Kinder heim!“ murmelte sie. „Kaum zwanzig Jahre alt, hatte ich das Leben nur die düstersten Schattenseiten gezeigt. Ja, warum? Wer gibt Antwort auf solche Fragen? Weinend umklammerte sie den farblosen Hügel. Wo blieb das Bild der Mutter? Auch dies entschwand allmählich ihrem Gedächtnis. Nichts blieb zurück von jener alles umfassenden Liebe, nichts drang tröstend zu dem armen, jungen, verzweiferten Menschenkind. Das Rascheln in den trockenen Blättern weckte sie aus ihrer traurigen Verurteilung.

Vorhin war Hanna auf ihrem Wege an dem freundlichen Hause mit dem gut gepflegten Vorgarten vorbeigekommen, darin noch die üppigste Herbstflora prangte. Ihre Augen hatten mit sehrender Eile dahin geblickt, und die Füße wollten nicht von der Stelle weichen. Einst hatte dieses Haus ihren Eltern gehört; es war schon lange her. Auf dem Hofen, wo der kleine Springbrunnen plätscherte, hatte sie mit ihrem älteren Bruder der Kindheit selige Spiele gespielt. Dort hing noch die Schaukel in den Zweigen des Nußbaums, darin sie gefesselt und gejubelt, als flöge sie wie ein Vöglein in die klare blaue Luft. Die Mutter saß auf der Veranda mit einer Handarbeit. Der Vater war freilich nie dabei; er war so selten daheim zu finden, wenn nach ihm verlangt wurde. — O ferne, selige Zeit! Hanna stand noch immer wie im Traume dort und hielt das Gitter fest umklammert. Die Stätte war für sie verloren. Fremde Menschen walteten hier, wo sie einst als glückliches Kind im Paradiese gewesen; die Pforte blieb ihr ewig verschlossen, und sie floh wie eine verjagte Bettlerin. Nur die Erinnerung gab ihr das Geleit bis an den Grabhügel und blieb an ihrer Seite. Endlich machte sie sich auf den Heimweg, als schon die Gasflammen den trüben Nebelabend notdürftig erhellten.

Hans Werkentin, Hannas Vater, war in seiner Jugend ein fleißiger, tüchtiger Architekt gewesen, der reichlich Beschäftigung in der Stadt fand. Er hatte bald ein kleines Vermögen erworben. Das Glück war ihm hold. Die Gattin, die er heimführte, brachte auch eine ansehnliche Mitgift zu, und das Landhaus, welches er sich vor den Toren baute, war lange Jahre eine Stimmstätte zufriedener, glücklicher Menschen. Später, als die beiden Kinder Alfred und Hanna die Schule beendeten, wurde schon vieles anders. Herr Werkentin hatte schlechte Gesellschaft gefunden, die seine Gutmütigkeit, seine schwachen Seiten auszunützen verstanden. Er verborgte Geld an ruinierte Vornehme, die ihn dafür ihres Umganges würdigten — er sah es niemals wieder. Er war selten zu Hause,

vernachlässigte sein Geschäft. Die Aufträge blieben nach und nach aus. Es gab neue Kräfte in der Stadt, die zuverlässiger bauten als Werkentin. Kurz, es ging mit ihm bergab mit Kieselsteinen. Dazu kamen noch die noblen Passionen der „besseren Freunde“, die ihm im Spiel das letzte abgewannen. Da geschah es denn oft und immer öfter, daß Werkentin spät nachts heimkehrte, niemals nüchtern. Hanna konnte sich dessen noch sehr gut entsinnen. — O diese häuslichen Szenen, diese Auftritte nachts, der armen Mutter Bitten und Weinen, die furchtbar unter des Vaters Sittigkeit zu leiden hatte, wenn sie ihm wiederholt seinen Untergang vor Augen führte und ihn beschwor, sich zu ändern.

Manchmal kam ein zeitweiliger Stillstand; der Mann ging wie tiefinnig umher, versprach, sich zu ändern. Aber bald war die gute Regung verflogen; er wurde rücksichtslos denn je; er wurde brutal und vergriff sich an der schwachen Frau. Hanna dachte mit Entsetzen daran zurück. Das letzte den ersten Keim zu dem späteren Siedtum der Mutter. So ging es eine Zeitlang im Geheimen fort. Die Öffentlichkeit nahm wenig Notiz davon, bis es immer schlimmer und allgemeiner bekannt wurde. „Werkentin hat sich dem Trunke ergeben; er ist ein Säuer geworden, so tief ist er gesunken. Die arme Frau, die armen Kinder!“ Er ist ein Säuer — wer hat dieses Wort in seiner ganzen Traurigkeit erfährt? Die Welt ist für ihn tot; die guten Eigenschaften, die er einst besaß, sind verschwunden; nur böse Triebe beherrschen ihn; er ist niedriger als das Tier; er ist zu streichen von der Liste derer, die wir für ihr Treiben verantwortlich machen.

Unzählige Male drängten sich solche und ähnliche Betrachtungen der armen Frau Werkentin auf, wenn sie in ihrer Verzweiflung sah, daß nichts, nichts mehr half, ihren Gatten zurückzuhalten auf dem Wege, der ins Verderben führte. Er hatte kein Verlangen mehr nach Weib und Kindern; selten teilte er mit ihnen die Mahlzeiten. Die kurze Zeit im Hause benützte er zum Schlafen, um so bald wie möglich wieder fortzueilen, erst halb ernüchtert. Die vorwurfsvollen Blicke seiner Frau trieben ihn hinaus. Mitunter quälten ihn mahnende Stimmen zur Umkehr; wie hatte er doch sein Weib einst geliebt, und seine süßen, lieben Kinder! Alles vorbei; er hatte nicht die moralische Kraft, sich zu ändern. Die finanziellen Folgen blieben selbstverständlich nicht aus. Der ließ noch ein Haus von Werkentin bauen? Die vornehmen Freunde gingen ihm aus dem Wege, um nicht grüßen zu müssen, denn seine Gestalt fing an, schäbig auszusehen. Das erparte Geld hielt zwar noch einige Zeit vor. Alfred war aus der Schule gekommen und diente sein Jahr als Freiwilliger, und Hanna pflegte die kranke Mutter, die vor Kummer dahinsiechte.

Die erste Hypothek auf das bis dahin schuldenfreie Haus wurde aufgenommen — es ging immer mehr bergab. Alfred war das Leben daheim verleidet; er meldete sich freiwillig nach China. Der Abschied wurde der Mutter unendlich schwer, und auch dem Vater ging es nahe; er versprach hoch und teuer seinem verzweiferten Weibe, seinem scheidenen Sohne, sich zu ändern. Er hat sein Versprechen nicht gehalten. Nach kurzer Zeit verfiel er in das alte Laster. Als dann die traurige Kunde kam, Alfred Werkentin sei bei einem kleinen Überfall zu Tode getroffen worden, da war es für immer aus mit der Umkehr des Vaters. Er betäubte seine Gewissensqual im steten Rausche; er schimpfte auf Gott und die ganze Welt und laut tiefer und tiefer, in sich nie mehr zu erheben.

Die Mutter verfiel, durch die Todesnachricht bis ins Herz getroffen, in ein hitziges Fieber. Hanna, noch ein halbes Kind, wurde ihre Pflegerin und lernte den Ernst des Lebens kennen wie wenige. Sie wachte die langen Nächte am Bette der Mutter und hörte es mit Grauen, wenn der Vater im fahlen Morgenlichte nach Hause gepölkert kam. Als die letzten Geldmittel ausgingen, zeigte es sich, daß niemand mehr borgen wollte. Und dazu war es kalter Winter. Endlich fand sich ein schlauer Spekulant, der Werkentin sein Landhaus abkaufen wollte, natürlich für einen Spottpreis. Doch er ging mit Freunden darauf ein; er bekam ja wieder Geld in die Hände; alles andere war Nebensache. Als dann der Frühling ins Land zog, der schöne Garten im bunten Blüten Schmuck der Bäume prangte, da saß Hanna in dumpfem, tränenlosem Weh der Stätte ihrer Kindheit für immer Lebenswohl. — Die kranke Mutter wurde in eine Droschke gepackt, und fort ging es in einen Stadtteil, wo die Mietskajernen in Reihen stehen, weder Baum noch Sträucher das Auge erfreuen und elende, schmutzige Gestalten häßlich durch die staubigen Straßen eilen, wo die leeren Fenster deutlich von der Not der Verkommenheit zeugen, die im Innern ihr Asyl aufgeschlagen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Hausfrauenblätter.

Wohl bringt das neue Jahr auch neue Sorgen,
Doch wird auch manch stille Freude nahn,
Und wollt ihr glücklich sein, so hört die Lehre:
Lebt immer so, als ob's das letzte wäre.

Bur Erziehung.

Was junge Mütter nicht vergessen sollen. Vergesst nicht, daß euer Kind das erste Recht auf eure Aufmerksamkeit hat! Tut nicht alles mit dem Säugling, was andere Leute euch anraten! Vergesst nicht, daß die Kinder leicht, warm, liebe gekleidet sein sollen. Vergesst nicht, daß ihr eures Kindes Schlaf nie unterbrechen dürft! Laßt nie einen starken Lichtschein in seine Augen fallen, besonders nicht beim Erwachen! Laßt das Kind niemals nieder, ohne dafür zu sorgen, daß seine Ohren am Kopfe anliegen! Vergesst nicht, daß kurze Strümpfen, enge Kleider, überhaupt alles, was die Zirkulation des Blutes hindert, kalte Hände und Füße verursacht! Vergesst nicht, bei kaltem Wetter die Füße und Hände der Kinder zu beobachten! Wenn dieselben sich kalt anfühlen, so reibt sie mit eurer warmen Hand; hütet das nicht, so hüllt sie in warmen Flanell!

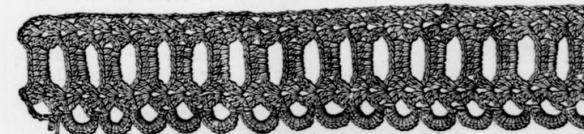
Fürs Haus.

Kann man ein Schloß nicht aufbekommen, weil ein falscher Schlüssel benützt worden und der Kiesel auf halbem Wege stehen geblieben ist, so nützt es oft, wenn man das Schloß erst noch einmal — wo es angeht, zweimal — kräftig zuschlägt. Dadurch wird der Kiesel wieder in seine richtige Lage gebracht, und das Schloß schließt wieder.

Uebergelassenes Wasser erzeugt auf der Herdplatte den so unangenehmen Geruch von Kohlenwasserstoffgas. Die Luft wird verbessert, wenn man etwas Essig über die heiße Platte gießt.

Handarbeiten.

Schmales gefaltetes Spitzen. Erklärung der Abkürzungen: L. = Längsnahe, St. = Stäbchen, f. M. = feste Maile. Das Spitzen wird mit Häkelgarn Nr. 60 gefaltet. 15 L. als Anschlag. 1. Reihe: 2 St. in die 11. L., 2 St. in die 12. L., 1 L. übergehen und 6 St. in die nächsten 6 L., 2 St. in die zweitfolgende L., 2 L., 2 St.



Schmales gefaltetes Spitzen. (Für Wäschegegenstände geeignet.)

in dieselbe L., 5 L., 1 f. M. in die 1. L. des Anschlages, wenden. 2. Reihe: 12 f. M. um die ersten 5 L., 2 L., 2mal 2 durch 2 L. getrennte St. um die 2 L. zwischen den 4 St., 5 L., 2mal 2 durch 2 L. getrennte St. um die 2 L. zwischen den nächsten 4 St., 1 St. um die 3. L. nach dem letzten St., 3 L., wenden. 3. Reihe: 2mal 2 durch 2 L. getrennte St. in die erste Lücke, 6 St. um die nächsten 5 L., 2mal 2 durch 2 L. getrennte St. in die folgende Lücke, 5 L., 1 f. M. um die 2 L. vor den 12 f. M., wenden. 4. Reihe: wie 2. Reihe usw.

Für die Küche.

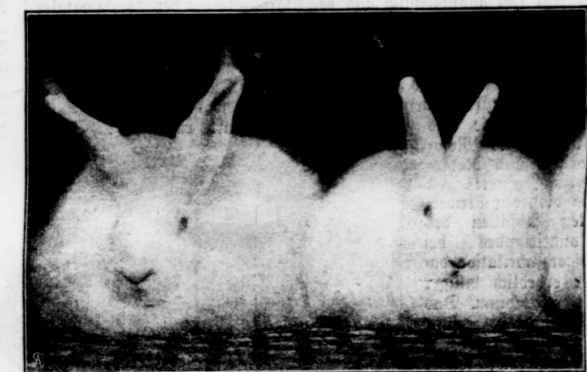
Krapfen. Man läßt 1/2 Liter Milch mit 120 Gr. Butter, 35 Gr. Zucker und einer Prise Salz aufkochen, tut 200 Gr. feines Mehl hinein und rührt dies so lange über dem Feuer, bis sich der Teig vom Gefäß ablöst. Nachdem er hierauf abgekühlt ist, vermischt man ihn mit 5 Eidottern und 3 ganzen Eiern, der auf Zucker abgeriebenen Schale einer Zitrone und 1 Eßlöffel zu Schaum geschlagener Sahne, rührt dann mit dem Rüssel nußgroße Kugeln davon aus, legt dieselben auf ein mit Mehl bestäubtes Blech, bestricht sie mit Ei, bestreut sie mit grobem Zucker, bäckt sie bei mäßiger Hitze 20–25 Minuten lang, schneidet sie dann an der Seite auf und füllt sie mit Obstmarmelade, worauf man sie in noch warmem Zustande auf den Tisch bringt.

Tierpflege.

Die Mästung der Ziegen, die noch etwas Milch geben, verlangt, daß die Melkzeiten etwas weiter, als bisher üblich, auseinandergelegt werden. Die Tiere müssen dann aber stets rein ausgemolken werden.

Angorakaninchenzucht. Während die Kaninchen gemeinhin nur durch ihr Fleisch von Nutzen sind, ist das Angorakaninchen dadurch

ausgezeichnet, daß es in seinem langen, seidenweichen Haar einen äußerst wertvollen Rohstoff zu Gelempfen für die Textilindustrie liefert. Die Haare werden durch das Scheren des Fells gewonnen. Zum ersten Male werden die Tiere im Alter von acht Wochen geschoren, dann wieder nach zwei Monaten und so fort bis zu einem



Alter von einem Jahre. Dann wird nur noch alle drei Monate geschoren. Damit die Haare nicht verfilzen, ist sorgfältige Haarpflege nötig: alle vierein Tage sind die Tiere mit einem weingeistigten Metallkamm auszufämmen oder mit einer harten Bürste auszubürsten; besonders bei den Zuchttieren ist dies erforderlich, doch sollten auch die Jungen hin und wieder ausgebürstet werden. Die bei der Haarpflege abfallenden Haare werden ebenfalls zwecks Verwertung gesammelt. Die Haare werden bis zur Ablieferung an den Abnehmer in staubfreien Kartons, in die etwas Naphthalin gegeben wird, oder in Steinbüchsen aufbewahrt. Der Versand erfolgt zweckmäßig in einer Leichten Kiste oder einem mit Leinwand ausgelegten Korb. Die beste Betriebsart ist: jährlich vier bis fünfmal zu züchten, die Jungen im vierten oder fünften Monat nach der Geschlechtsreife zu trennen und dabei strenge Auslese zu halten. Minderwertige Tiere werden zur Mast eingekauft, die übrigen zwecks industrieller Ausnutzung der Haare zurückgehalten. Vollen Nutzen gewährt ein Angorakaninchen erst im Alter von zwei Jahren.

Heber Radium und Mesothorium.

Von Sanitätsrat Dr. Follmer.

In letzter Zeit haben diese beiden Stoffe viel von sich reden gemacht; überall in Deutschland wurden für ihre Anschaffung große Summen in Rechnung gestellt, da man auf ihre Wirkung bei bösartigen Gewächsen große Hoffnungen setzt. Ihre letztere durch die schon länger bekannten Röntgenstrahlen günstig beeinflusst wurden, ist festgestellt; jedoch ist dies nur der Fall, wenn sie oberflächlich und gut zugänglich gelegen sind.

Nun wurde von Becquerel gefunden, daß das Uran, und von dem Ehepaar Curie, daß das in der Joachimstaler Pechblende in geringen Mengen enthaltene Radium Strahlen (x Strahlen) ausstrahlt, welche in noch viel höherem Maße wie die stärksten Röntgenstrahlen durchdringende Körper zu durchdringen vermögen; diese beiden Eigenschaften wurde von dem Physiker Sed in Berlin an dem Element Thorium entdeckt. Von diesem Körper ausgehend, wurden nun noch weitere (α- und β-) Strahlen gefunden, welche noch andere Eigenschaften haben: sie rufen an vielen Stoffen Fluoreszenz hervor, verfärben dieselben vorübergehend oder dauernd, machen sie leitend für Elektrizität, haben starke Wärmewirkung. Alle diese als „radioaktiv“ zusammengefaßten Körper haben ferner die Eigenschaft, mehr oder weniger schnell in ein gasförmiges Zerfallsprodukt, die sog. Emanation, überzugehen, welches ebenfalls die Eigenschaften eines radioaktiven Elements hat, aber, oft schon nach Stunden oder Tagen, unter steter Abnahme seiner Strahlungsenergie sich in einen festeren Körper (z. B. Radium, dann Emanation, dann Radium A, B, C, D, E, F, u. v.) umwandelt, welcher weiter zerfällt. So kommt die ganz neu gefundene Tatsache zustande, daß ein Element, d. h. ein Stoff, welcher sich durch sein chemisches oder physikalisches Verhalten in einen anderen umwandeln läßt, von selbst in ein anderes Element übergeht. Daraus hat man den jetzt noch etwas fäulnis Schluß gezogen, daß schließlich alle Elemente sich auf einen Grundstoff zurückführen lassen werden. Die radioaktiven Elemente lassen sich nun nach ihren beiden Ausgangesgliedern, dem Uranium und Thorium, welche das höchste Atomgewicht haben und äußerst langsam zerfallen, in zwei Reihen einteilen. Als Endprodukt der Uranreihe, welcher auch das Radium angehört, sieht man das Blei an, welches aus dem vorletzten Gliede, dem Radium F oder Polonium, unter Abspaltung des in der Luft

(als sog. Edelgas wegen seiner chemischen Trägheit) in ganz geringen Mengen vorhandenen Heliums zu entstehen scheint. Das als dem Uran hervorgangene Radium ist weitest das beständigste der radioaktiven Elemente; seine Strahlungsenergie ist nach 2000 Jahren erst auf die Hälfte herabgesunken; jedoch ist es sehr teuer, etwa 350 bis 500 Mark pro Gramm. Es wird, wie schon erwähnt, bis jetzt fast ausschließlich aus den Baryumsalzen der Joachimstaler Bleibende durch unendlich wiederholtes Umfraktionieren dargestellt.

Das Thorium, dessen Gruppe auch das Cerium angehört, hat obigen zufolge ähnliche Eigenschaften wie das Radium, nur in viel geringerer Grade, und wird aus dem zum Imprägnieren der Gasalüchtröhren dienenden Monazitmin gewonnen. Prof. Dahn, Berlin, konnte aus ihm zwei neue, stark radioaktive Stoffe



Ein Sprung auf der neuen Schanze. „Schilke!“ Klingt's nun wieder auf den Bahnhöfen der Städte, wenn die dicht besetzten Sportzüge in den grauen Morgen hineinfahren, hinaus in die Welt der Berge und Galden und tiefen, festen Schnees. Da laßt das Geiz des Schneeschuhfahrers; schnell werden die flinken Bretter angeschliffen, die Höhe erklimmen, und wie der Wind faßt dann der geübte Fahrer zu, nimmt Hindernisse in fähigem Schwung, springt über Schanzen und Gräben und kommt wohlbehalten, aufrecht oder im Schnee vergraben, unten an. Kein Sport erfordert wohl so viel gleichmäßige Anstrengung aller Muskeln, so viel Gewandtheit und Gewandtheit und Gewandtheit, und darum ist leicht verständlich, daß er sich rasch, nachdem er von Norden her kam, auch bei uns eingebürgert hat und alljährlich um Weihnachten herum seine Jünger erfreut.

die Tiefe dringend. Bei Anwendung der hochradioaktiven Präparate beobachtet man daher Hemmung und Mißbildung bei der Entwicklung der Eizellen von Pflanzen und Tieren (Radiumlarven); bei starker Anwendung Absterben, besonders auch krankheitsregender Reime (Desinfektionswirkung). Am menschlichen Körper sieht man folgendes: Auf der Haut entsteht Rötung, Entzündung bis zum Absterben, wie durch Verbrennung. Auch in der Tiefe werden die Zellen geschädigt, und zwar wirken die Strahlen unterhalb eines gewissen Schwellenwertes als Reiz, besonders auf die Zellen des Bindegewebes, so daß dieses in Wucherung gerät; oberhalb desselben als Gift. Dieser Schwellenwert liegt nun, wie es scheint, für die Zellen der Gewächse tiefer, als für die normalen Körperzellen, so daß erstere zugrundegehen und resorbiert werden. Vielleicht spielt Ozonentwicklung dabei auch eine Rolle, ferner werden die kranken Zellen stellenweise durch das wuchernde Bindegewebe ersetzt. Die Art der Anwendung ist in erster Linie Bestrahlung mit den in eine Metallhülle eingeschlossenen Radium- und Mesothoriumpräparaten; oft kombiniert mit Röntgenstrahlen. Dabei ist große Vorsicht nötig wegen möglicher Schädigung benachbarter lebenswichtiger gesunder Teile. Ist Wirkung

in der Tiefe beabsichtigt, so können die die Haut schädigenden Strahlen durch ein Metallfilter abfiltriert, andererseits die Tiefenwirkung durch Einspritzen von Metallsalzen gesteigert werden (Sensibilisierung). In dieser Weise werden strahlulose Hautleiden (Lupus, Muttermale etc.), vor allem Gewächse (Krebs, Sarkom, Myom etc.) behandelt, und zwar in folgenden Fällen: 1. Wenn sie wegen großer Ausdehnung ihres Sitzes (Speiseröhrentrebs), Altersgebrechlichkeit oder sonstiger Leiden des Betroffenen inoperabel sind; weitgehende Besserung ist beobachtet. 2. Zur Herstellung der Operabilität, besonders, wenn anzunehmen ist, daß schon Krebszellen in die Umgebung verschleppt sind und dort, wenn auch nur mikroskopisch nachweisbare Keime gebildet haben, so daß radiale Entfernung mit dem Messer nicht mehr möglich ist. 3. Soll nach einigen der Unterleibs-

krebs der Frauen mit demselben Erfolg bekämpft werden können wie durch Frühoperation. Zimmerlin wären in dieser Beziehung noch weitere Erfahrungen nötig. Häufige Anwendung findet das Radium auch bei den großen Milchgeldwülsten der Weiblichkeit (Leukämie), allerdings mit nur vorübergehendem Erfolg; besser wirkt nach neuerer Erfahrung dabei die Einspritzung von Thorium X in die Blutadern.

Die zweite Art der Anwendung ist die als Emanation. Diese wirkt in erster Linie aktivierend auf die Körperfermente und dadurch den Stoffwechsel beschleunigend, d. h. sie verstärkt die Wirkung derjenigen Stoffe, welche in ähnlicher Weise wie die Gärungsfermente eine Zuckerdarstellung in Alkohol umsetzen, im Körper z. B. die Umwandlung der Stärke in Traubenzucker (Maltase des Speichels), des Nahrungsweisses in andere Eiweißarten (Pepsin des Magens, Trypsin der Bauchspeicheldrüse) usw. bewirken. Auf einen ähnlichen Prozeß ist auch die größere Löslichkeit der Harnsäure im Blut und die rasche Ausscheidung durch die Nieren bei Einverleibung von Radium- und besonders Thoriumemanation zurückzuführen. Man hat daher gute Resultate besonders bei Gicht und chronischem Gelenkrheumatismus, nach einigen auch bei Nervenkrankheiten (Neuralgie und Neurasthenie), sowie bei allgemeiner Blutarmut und Bleichsucht. Die Form der Anwendung ist weniger Inhalation und Badesur, am wirksamsten die Trinkkur, da sich dadurch am meisten Emanation zuführen läßt. Diese findet sich ja schon in der Natur in der Bodenluft und der Atmosphäre, ferner in Oel- und Mineralquellen (Kreuznach, Wildbad, Gastein); aber in so geringer Menge, daß sich darauf die Heilraft der letzteren nicht zurückführen läßt. Daher werden sie verstärkt oder künstliche Wasser mit 100mal mehr Emanation hergestellt. Bei Gicht findet auch örtliche Behandlung mit Kompressen, Packungen, Radiumschlamm statt. — Daß die jetzigen Präparate später durch bessere überholt werden, ist möglich; ferner ist es noch nicht über alle Zweifel erhaben, ob die hochgespannten Erwartungen von Seiten der Radiumtherapie sich in vollem Umfange befriedigen lassen. Nach den neuesten Mitteilungen von Prof. Bamm, Berlin, soll sogar die jetzt weiter vorgeschrittene Röntgenbehandlung mehr leisten und ungefährlicher sein, als die Radiumbehandlung.



... und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter. Gemälde von Fritz v. Ude.